

Brasiliens Autoren fühlen sich auf der Frankfurter Buchmesse schlecht repräsentiert

Rebellion der „Exoten“

Von Philipp Lichterbeck

■ Paolo Coelho spricht von Vetternwirtschaft, andere wiederum von Rassismus.

Seit ihrer Veröffentlichung sorgt sie für Ärger: die Liste mit den Namen der brasilianischen Schriftsteller, die offiziell zur Frankfurter Buchmesse eingeladen worden sind. Brasilien ist das Gastland der Messe, die am Dienstag feierlich eröffnet wurde. Zusammengestellt wurde die Liste von der Stiftung Brasilianische Nationalbibliothek. Aus Protest gegen sie hat Brasiliens bekanntester Schriftsteller, Paulo Coelho, seine Teilnahme an der Buchmesse abgesagt. In der „Welt am Sonntag“ bekannte er, dass er von den 70 eingeladenen Schriftstellern nur 20 kenne. Die anderen seien wohl „Freunde von Freunden von Freunden“. Coelho spricht von „Vetternwirtschaft“ und dass er ausgezeichnete junge Autoren vermisste.

Coelhos Absage ist der vorläufige Höhepunkt der Debatte über die Liste. Denn alle Autoren darauf sind weiß – bis auf zwei: der indigene Daniel Munduruku und der schwarze Paulo Lins, Autor des Welterfolgs „Die Stadt Gottes“. Im Interview mit der „Wiener Zeitung“ hat Lins den für die Liste Verantwortlichen offen „Rassismus“ vorgeworfen.

Der dunkelhäutige Autor Paulo Scott, dessen Indio-Roman „Unwirkliche Bewohner“ gerade im Wagenbach-Verlag erschienen ist, schlägt in die gleiche Kerbe. Er glaubt, dass er nur wegen seiner Hautfarbe nicht nach Frankfurt eingeladen worden sei. Auf den Rassismusbewerf hat Brasiliens Kulturministerin Marta Suplicy vor wenigen Tagen reagiert. Sie sagte: „Es gab keine ethnischen Kriterien bei der Auswahl der Au-



Farbenlehre zeigt auch die „Street Art Brazil“ in der Schirn Kunsthalle. Foto: Schirn Kunsthalle/N. Miguletz

toren.“ Füge aber an: „Brasilien durchlebt einen Moment des Wandels und in Zukunft wird es mehr Schwarze geben, die (am Literaturbetrieb, Anm.) beteiligt sind. Heute gibt es sie unglücklicherweise nicht.“ Es ist eine selten offene Aussage für die Repräsentantin einer Nation, die sich euphemistisch als „Rassendemokratie“ betrachtet und ansonsten das Thema lieber nicht berührt. Ein ehemaliger Leiter des Literaturfestivals Flip, der nun bei einem großen Verlag arbeitet und anonym bleiben will, sagte der „Wiener Zeitung“, dass er die ganze Kritik an der Liste für falsch halte. Was gute und was schlechte Literatur sei, könne man nicht nach demografischen Kriterien bewerten. Es wirkte, als ob er einen Schlussstrich unter die unangenehme Diskussion ziehen wollte.

Eine differenzierte Antwort findet hingegen Daniel Galera, dessen Roman „Flut“ zu den herausragenden Neuerscheinungen aus Brasilien gehört. Der 34-Jährige erläutert im Gespräch: „In Brasili-

en werden nur wenige schwarze Autoren veröffentlicht. Insofern ist die Liste repräsentativ für den Buchmarkt.“ Die eigentlichen Probleme, so Galera, seien die soziale Ungleichheit und das katastrophale öffentliche Schulsystem. Sie führten dazu, dass die literarische Produktion sich in den reichen Zentren des Südostens konzentrierte und von einer ethnisch wie sozial privilegierten Schicht ausgeübt werde.

Weit weg von Wirklichkeit

Der 1961 geborene Reporter und Schriftsteller Fernando Molica verschärft Galeras zutreffende Kritik. Von ihm stammt der Favelakrimi „Krieg in Mirandão“. Molica, der weiß ist, sagt: „Brasiliens Schriftsteller gehören fast alle zur oberen Mittelschicht. Sie sind weit weg von der Wirklichkeit und schreiben lieber über private Probleme als über die Straße. Sie haben regelrecht Angst davor, Schwarze, Arme und Favelas in ihren Texten auftauchen zu lassen, so als ob es diese beschädi-

ge.“ Es gebe aber laut Molica eine Literatur des Marginalen in Brasilien. Sie erfahre bloß als Literatur keine Anerkennung, weil die Kritik extrem elitär geworden sei.

Der für den Buchmessen-Auftritt verantwortliche Präsident der Brasilianischen Nationalbibliothek, Roberto Lessa, rechtfertigt die Liste – und bestätigt unfreiwillig die Vorwürfe. Es sei darum gegangen, Brasiliens Literatur nicht als exotische, im Regionalen verankerte Kunst, sondern als Gegenwartsliteratur zu zeigen, die mit den wichtigsten Trends der internationalen Literatur verbunden sei. Mit anderen Worten: Lessa will Brasiliens Literatur als globale Literatur verkaufen. In ihr sollen die gleichen Themen auftauchen wie in Büchern aus New York oder Wien. Man muss Lessa dabei nicht Rassismus vorwerfen, kann aber doch die alte, überwunden geglaubte lateinamerikanische Krankheit diagnostizieren: die Fixierung der Intellektuellen auf Europa und die Geringschätzung für das Eigene – zumal, wenn es schmerzhaft ist. ■

Ein schwerer Abend in Luxusbesetzung

Von Stephan Burianek

Im Zuge der diesjährigen Feierlichkeiten zum 200. Geburtsjahr von Giuseppe Verdi und Richard Wagner verlor man weitgehend ein drittes Jubiläum aus den Augen: Am 10. November jährt sich Benjamin Britten's Geburtstag zum 100. Mal. Man war am Montagabend denn wohl auch nicht so sehr der Arithmetik wegen in den Musikverein gepilgert, um mit dem „War Requiem“ (1962) eines der Hauptwerke des britischen Komponisten zu hören, und an einem unbeschwernten Werks-Charakter lag dies ebenso wenig. Wie der düstere Titel schon verrät, gedachte der Pazifist Britten darin der Kriegstoten.

Engelsgleicher Knabenchor

Der Grund für das volle Haus lag zweifellos in der hochkarätigen Besetzung. Mit großer Übersicht führte Chefdirigent Vladimir Jurowski im Rahmen seines derzeitigen Gastspiels mit den Londoner Philharmonikern durch das vielschichtige Werk und nahm ihm mit viel Feingefühl phasenweise die Schwere. Die lateinischen Passagen übernahmen der Wiener Singverein als Hauptchor und die russische Solo-Sopranistin Evelina Dobračeva, die für ihre erkrankte Landsfrau Tatiana Monogorova eingesprungen war und den Chor in beeindruckender Weise zu decken verstand. Die erschütternden Gedichte von Wilfred Owen sangen der Tenor Ian Bostridge – kräftig, dennoch schlank und lyrisch – sowie der sonore Bariton Matthias Goerne. Neville Creed dirigierte das dazugehörige Kammerorchester; der engelsgleiche Knabenchor der Wiener Sängerknaben kam aus dem Off. Kein leichter Abend, trotzdem großer Jubel. ■

Konzert
London Philharmonic Orchestra
Wiener Musikverein
★★★★★

Galerien

Sich regen mit Sägen

(cai) Herbert Golser – sein Name ist ja vielleicht viel bodenständiger als der vom Niccolò Paganini (klingt ein bisschen wie „Goiserer“, diese plumpen Bergschuhe), aber er holt aus einem Stück Holz auch alles raus, was geht. Allerdings kann man von ihm echt nimmer behaupten: „Er tut nix. Er will nur spielen.“ Sein Geigenbogen ist immerhin die Säge. Nicht dass er seine Virtuosität an einer Stradivari auslassen würde. Er spielt ja nicht Geige, er spielt Eiche. Oder Birne, Nuss, Kirsche, Ahorn. Bisher war ich der Meinung, der Thonetstuhl wäre das Nonplusultra der Holzakrobatik. Doch was ich jetzt in der Galerie Frey gesehen habe... Da frisst womöglich sogar den legendären Bugholzstuhl Nr. 14 der Holzwurm vor Neid. Golser schneidet das Holz in extradünne Streifen, die sich zur Schwerkraft hinunterbeugen und im Wind wie die Palmen wedeln. Oder das Holz

geht bei ihm locker auf wie Blätterteig. Ein wahrer Teufelssäger, der das Holz (auch durch gezieltes Befeuchten) an seine Grenzen bringt, in die prekärsten Verhältnisse. Wieso fällt nicht alles sofort auseinander, obwohl doch quasi nur noch eine einzige Faser das Ganze zusammenhält? Gut, manchmal pflanzt er die filigranen Dinger in seine Heimat Erde ein. (In einen Klumpen Lehm aus dem Waldviertel.) Damit sie nicht umkippen. Hm. Das aufgeschlagene Buch mit Holzblättern wie Papier ist sicher ein Langzeitversuch wie das meditative Pechtropfenexperiment. Dafür braucht man mindestens so viel Geduld wie diese Forscher in Australien, die elf Jahre auf den ersten Tropfen gewartet haben. (Seit 1927 hat das superzähe Pech acht Mal getropft.) Und mithilfe von Luftfeuchtigkeit und Temperaturschwankungen wird es Golsers Schmöker bestimmt irgendwann schaffen, eine Seite umzublätern. Diese Arbeiten sind nämlich Teamwork.



Sägt wie Paganini: Herbert Golser. „Geerdet“ (2012). Virtuos geschnittenes Holz. Nur ned träge mit der Säge. Foto: Stefan Zensmaier

Galerie Frey
(Gluckgasse 3)
Herbert Golser, bis 9. November
Mo. – Fr.: 11 – 18.30 Uhr
Sa.: 11 – 16 Uhr
★★★★★

Somewhere over the Sudoku

(cai) Da hat wohl einer das Sudoku mit Malen nach Zahlen verwechselt. Nein, natürlich hat er das mit voller Absicht getan. Und jetzt hängen in der Galerie Lindner eben lauter Kompositionen der „Neuntonmalerei“ herum. Josef Linschinger hat jedenfalls den Ziffern von eins bis neun, die man ja nach klaren Regeln in die leeren Kästchen eines Sudokus einträgt, Farbtöne zugeordnet. Das unerlöste Sudoku (äh: ungelöste) besteht bei ihm aus bunten Quadraten auf schwarzem Grund. (Pixel im Weltall?) Man kann gut erkennen, dass die vorgegebenen Zahlen (die nun Farben sind) nach einem eleganten Muster verteilt worden sind. Sudokus sind nämlich bildschön. Beinahe schon Mandalas. Zumindest die idealtypischen. (Unsre in der „Wiener Zeitung“ gewinnen aber leider meist keinen Schönheitswettbewerb.) Gelöst hat der Linschinger sie

ebenfalls. Und das richtig. Seine abstrakte Kunst ist also absolut fehlerfrei. Und die Drucke haben dank ihrer makellosen Glätte auch noch einen ziemlichen Sexappeal. Sudoku – wieso heißt das eigentlich so? Weil sich den vollständigen Namen keiner merken kann: „Suji wa dokushin ni kagiru.“ Hört sich an wie der Zungenbrecher aus „Mary Poppins“: Supercalamari-frittippifaxallergisch. Ach, das war irgendwie anders. Dafür bin ich draufgekommen, welches Wunder der Künstler hier wirklich vollbracht hat. Er hat den Regenbogen in ein Sudoku verwandelt. Okay, das Violett fehlt. Doch sonst sind von 1 = Rot bis 9 = Blau alle Spektralfarben da (in diversen Nuancen). Einfach sudokukaraoke-banaorigamikaze. Kurz: originell.

Galerie Lindner
(Schmalzhofgasse 13/3)
Josef Linschinger
Bis 18. Oktober
Di. – Fr.: 14 – 18 Uhr
★★★★☆

Diese Woche bringt spannende Kunstauktionen in Wien und London – ein Überblick

Krisensicherer Kunstkauf

Von Christof Habres

■ Große Kunstauktionen bringen alte Meister an der Donau und Zeitgenossen an der Themse.

Wien/London. Die zeitgenössische Viennafair hat ihre Pforten geschlossen. Nun können sich Sammler wieder auf Kunstwerke aus vergangenen Zeiten konzentrieren. Eine ideale Plattform dafür bieten die kommenden Auktionen im Wiener Dorotheum, die Auktion der Alten Meister und der Gemälde aus dem 19. Jahrhundert (15. und 16. Oktober).

Für die beiden anstehenden Auktionen präsentiert das größte Auktionshaus Kontinentaleuropas ein umfangreiches Angebot, das verschiedene Geschmäcker und unterschiedlich große Budgets zu befriedigen weiß. Etwa beim Prunkstück der Alte-Meister-Auktion: Das Bild „Fortuna mit Geldbeutel“ des italienischen Malers

Guido Reni zeigt die Göttin des Glücks, wie sie gerade den Inhalt ihres Füllhorns großzügig verteilt. Jedoch dürfte das Tun einem Engel zuwiderlaufen. Er versucht dem Treiben der Göttin ein Ende zu setzen, indem er Fortuna heftig an den Haaren zieht und zurückhält. Für das Meisterwerk des Künstlers wird ein Rahmen zwischen 800.000 und 1,2 Millionen Euro angegeben.

Schnäppchenpreise

Für eine kleinere Geldbörse empfehlen sich Arbeiten aus der Auktion mit Gemälden des 19. Jahrhunderts: wie der „Palazzo Albrizzi, Venedig“ der Künstlerin Antonietta Brandeis. Bei dieser Arbeit sticht neben der Qualität

der relativ geringe Ausrufungspreis von 3000 bis 4000 Euro ins Auge. Wurden doch Arbeiten desselben Formats heuer bei der Art & Antique in Salzburg bis zu 27.000 Euro angeboten. Daher kann es entweder breiten Spielraum nach oben oder die Möglichkeit eines günstigen Zuschlags geben.

Von der Donau an die Themse: In London steht diese Woche die „Frieze Art Fair“ auf dem Programm und die renommierten Auktionshäuser Christie's (17. und 18. Oktober) und Sotheby's (18. und 19. Oktober) machen der attraktiven Kunstmesse direkt Konkurrenz und setzen jeweils an zwei Tagen Auktionen für zeitgenössische Kunst auf ihr Programm, das rekordverdächtiges Potenzial in sich birgt.

Rekordergebnisse

Bei Sotheby's sticht eines der bekanntesten Motive des Foto-Stars Andreas Gursky ins Auge. Die Arbeit „Chicago Mercantile Exchange“ aus dem Jahr 1997 (Nummer 5/6) war schon in zahlreichen Ausstellungen zu sehen und in Katalogen abgebildet. Sie wird mit 650.000 bis 850.000 Pfund taxiert. Außerdem aufgefallen: eine Skulptur von Franz West aus dem Jahr 2007. Der Schätzwert von 100.000 bis 150.000 Pfund liegt am oberen Limit und man darf gespannt sein, ob die Verknappung an Werken nach dem Tod des österreichischen Künstlers die Einschätzung rechtfertigen wird.

Bei Christie's wird die Preisperformance des Künstlers Damian Hirst mit Spannung erwartet. Das eingebrachte Werk „James the Lesser“, ein Stierschädel in Formaldehyd aus dem Jahr 1994, ist mit 400.000 bis 600.000 Pfund im Vergleich zu Ergebnissen für Hirst-Arbeiten in ferner Vergangenheit eher an der unteren Preisskala eingeschätzt. Aber die Experten dürften schon vorsichtiger geworden sein. Denn bei eini-



Prunkstück der Alte-Meister-Auktion: Das Bild „Fortuna mit Geldbeutel“ des italienischen Malers Guido Reni sucht einen Käufer mit dickem Geldbeutel (Schätzwert 1,2 Millionen Euro). Fotos: Dorotheum



Im Mittelfeld: Der Schätzwert von Vittorio Matteo Corcos Gemälde „Junge Dame mit Hündchen“ liegt bei 100.000 bis 150.000 Euro.

gen Auktionen in letzter Zeit gingen Arbeiten des Briten gar nicht oder nur weit unter dem Schätzwert. Im Gegensatz dazu erweisen sich Arbeiten von Gerhard Richter („Säugling auf dem Tisch“, bis 1,5 Millionen Pfund) oder Christopher Wool („Untitled“, bis 1,5 Millionen Pfund) als sichere Bank für Auktionshäuser und Sammler. Wobei sich das Steigerungspotenzial auch bei diesen Künstlern schon verringert hat. Hingegen kann bei Künstlern, wie Martin Kippenberger („Nieder mit der Bourgeoisie“, bis 1,2 Millionen Pfund) oder Jean-Michel Basquiat („Untitled“, bis 1,8 Millionen Pfund), noch im-

mer mit einem Kursfeuerwerk gerechnet werden.

Für die kleinere Sammlerbörse bietet sich eine Arbeit von Lucian Freud an: Mit diesem Werk aus dem Jahr 1984 erwirbt man gleich zwei Arbeiten des großen Malers. Auf der einen Seite ist die Mutter Freuds abgebildet, auf der anderen Seite das Porträt eines Mannes. Der Schätzwert liegt bei – für den Londoner Markt – überschaubaren 120.000 bis 180.000 Pfund. Hier schließt sich der Kreis wieder nach Wien. Ist doch eine ausgezeichnete Werkschau des Künstlers zurzeit im Wiener Kunsthistorischen Museum zu bewundern. ■

Militärische Strenge

Von Stephan Burianek

Ist es eine Schande, während eines Abonnementkonzerts der Wiener Philharmoniker an Fußball zu denken? Zumindest bei Anton Bruckners Fünfter Symphonie sollte diese Assoziation phasenweise erlaubt sein, immerhin hat das vielfach wiederkehrende Allegro-Hauptmotiv im ersten Satz in leicht abgeänderter Form längst Einzug in das internationale Schlachtenbummler-Gesangsrepertoire gehalten.

Wie konkurrierende Mannschaften agieren in ihrer Introduction zudem unterschiedliche Instrumentengruppen, Holz gegen Blech und Pauke, um sich nach anfänglichem Schlagabtausch und diversen Annäherungsversuchen letztlich im Finalsatz zu einer gemeinsamen Apotheose zu erheben.

Herbert Blomstedt, in den USA geborener Schwede mit sächsischer und kalifornischer Vergangenheit, setzte in seinem ersten Konzert im Wiener Abo-Zyklus,

das er übrigens aus dem Gedächtnis heraus leitete, von Beginn an auf eine klare Strukturierung des komplexen Werks und schuf mustergültige Kontraste zwischen den ausladenden Stellen und ihrer wendigen Gegenparts.

Der an militärische Strenge grenzende Charakter seines Dirigats wurde immer wieder, vor allem in den beiden Binnensätzen, von breitem Geigengesang und schwungvollen Tanzweisen durchbrochen. Einen entscheidenden Anteil am euphorischen Jubel hatten nach dem Konzert am Samstagabend die Orchester-solisten, die auch bei maximaler Lautstärke eine beeindruckende Präzisionsarbeit leisteten. ■

Konzert
Wiener Philharmoniker
Dirigent: Herbert Blomstedt
Anton Bruckner
Fünfte Symphonie
Musikverein
★★★★★

Kurz notiert

9. Viennafair freut sich über Besucherrekord

Die am Sonntag zu Ende gegangene Kunstmesse Viennafair bilanziert ihre neunte Ausgabe mit einem Besucherrekord: 22.963 Menschen zählte man bei der Vernissage und an den vier Messetagen in der Wiener Messe. Dies entspricht einem Plus von gut 34 Prozent gegenüber dem Vorjahr, als 17.132 Interessierte die Messe frequentierten. Auch die Galerien verzeichneten gestiegene Umsätze. Die Galerie nächst St. Stephan konnte bereits am Vernissagenabend Verkäufe von Arbeiten von Heinrich Dunst, Ernst Caramelle und Herbert Brandl vermelden. Ursula Krinzinger, die ihren Messestand jeden Tag neu ausstattete, konnte Arbeiten von Eva Schlegel, Alfons Walde und Thomas Zipp an nationale wie internationale Sammlungen abgeben. Ernst Hilger konnte seinen Gesamtumsatz auf der Messe gegenüber 2012 um 20 Prozent steigern. Die nächste Ausgabe der Viennafair findet vom 2. bis 5. Oktober 2014 statt.

Mozart, antiautoritär

Von Lena Dražić

Es ist schon merkwürdig: Da wagt sich jemand vom gefürchteten Publikumsschreck zu einem Interpreten, der eine treuere Fangemeinde als irgendein anderer Dirigent sein Eigen nennt. Womit Nikolaus Harnoncourt das Publikum gewinnt? Wohl mit eben jenem hemdsärmeligen Eigensinn, der ihm einst die Ablehnung des Establishments eintrug.

Längst bedarf es keiner Rechtfertigung mehr, wenn das Legato des Concentus Musicus in der Ouvertüre zur „Zauberflöte“ feiner, die Akzente härter und die Einzelstimmen transparenter klingen als bei einem herkömmlichen Orchester. Dass sich die Tempi – etwa in Mozarts Symphonie KV 543 – fernab metronomischer Gleichförmigkeit bewegen, ist dagegen noch weniger selbstverständlich. Unkonventionell und auf sympathische Weise antiautoritär ist auch des Aufführungspraktikers Dirigierstil, der bedingungslos auf die Eigenverantwortung der Musi-

ker vertraut. Dabei könnte ein klarer Taktschlag, so platt dieser dem Gefühlsmusiker Harnoncourt erscheinen muss, die Qualität des Zusammenspiels manchmal entscheidend verbessern.

Zum Markenzeichen geworden ist auch das liebenswürdige „Auf eines muss ich Sie noch hinweisen...“, mit dem sich der Klangredner angelegentlich an seine Zuhörer wendet. Das dritte Thema aus dem Kopfsatz der „Jupiter-Symphonie“, erklärt er, entstamme einer Arie („Un bacio di mano“), in der es einen tölpelhaften Menschen beschreibe. Entsprechend plump realisiert der Concentus die betreffende Stelle, was trotz einleuchtender Erklärung etwas überzogen wirkt. Der Liebe, die dem (Anti-)Maestro entgegenflutet, tut dies keinen Abbruch. ■

Konzert
Concentus Musicus
Musikverein
★★★★☆

Die Albertina zeigt mit Sonja Gangl erstmals die Solo-Show einer Frau

Film auf Papier

Von **Brigitte Borchhardt-Birbaumer**

Sonja Gangl hat als erste Gegenwartskünstlerin eine Soloshow in der Albertina – und das neben Georg Baselitz. Ihre teils großformatigen Zeichnungen setzen sich aber nicht expressiv, sondern konzeptuell mit anderen Medien auseinander: mit Film und Fotografie, die sie zeichnerisch weiter verarbeitet und wiederverwertet, aber mit einem Fokus auf die sich rasend verändernde Technik und die damit verbundenen Wahrnehmungsprozesse. Sie tätigt den Medientransfer des Filmstills ohne Sentimentalität. Scheinbar unpersönlich strichelnd, konzentriert, in Isolation von der Außenwelt, holt sie sich die Ausschnitte fotorealistisch in Nahaussicht heran.

Die monumentale Abschiedszone eines Paares „Captured on Paper the End 1000, 2005“ war schon in einer Gruppenausstellung Antonia Hoerschelmanns über die rezenten Ankäufe nach 1970 für die Sammlung der Albertina zu sehen. Direktor Klaus Albrecht Schröder wählte nun als Kurator die dazugehörigen Blätter aus sowie die 2013 entstandene Serie „Captured on Paper eyes“. Die Schritte zwischen zwei Zeichnungen mit Fotoapparat oder Video schließen zwei Medien mit ein, die Gangl neben der Zeichnung künstlerisch einsetzt, doch auf diese wird hier zugunsten einer reinen Zeichnungsausstellung über die „post-kinematografische Zurichtung unseres Blicks“ (Rolf Sachsse) verzichtet.

Blicke, Wahrnehmung und das Sich-Wiederfinden in Betrachtung der dunklen Iris fängt auch als Spiegelungen die Figur der Künstlerin im umgebenden Raum mit ein. Der Effekt ist seit Jan van Eycks Wiederaufnahme der Antike bekannt. Die Ambivalenz der Gefühle spielt Gangl an uns zurück: Wir erfahren hier nur, ob es die Augen aus Filmen wie „Psycho“ (Alfred Hitchcock) oder die



Sonja Gangl nimmt in ihren Arbeiten, etwa in „Murder She Said“, Maß an Filmstills. Foto: Gangl

ihrer Freundinnen sind. Das Übertragungskonzept in dieser Re-Analogisierung des Filmbilds, der Verdoppelung eines Stills, wird im Fall von Luis Buñuels „Ein andalusischer Hund“ zum Wiedererkennungseffekt. Doch es ist bei Gangl der Moment vor dem Schnitt ins Auge. Nicht die Sensation ist ihr Interesse, sondern der Objektcharakter der Bilder, die neuen industriellen Standardgrößen und ihre Abweichungen durch Digitalisierung.

Finale Buchstabenbilder

Das gilt noch mehr für die vor allem in den achtziger Jahren austerbende finale Creditline mit dem Wort „Ende“ in alten Filmen. Die Überfrachtung anderer Credits hat diesen Moment zwischen Film und Hinausgehen aus dem Kino, der durch das Anhalten der

Bilder ein spannendes Übergangsritual darstellt, völlig verdrängt. Gangl holt ihn zurück und macht ihn bewusst zum dialektischen Angelpunkt der Zuschauer, paradox wie die grundsätzliche Doppelbödigkeit vom Buchstaben als Bild, in ihrer Verarbeitung der gestoppten Erzählung bekannter Filme von Jean-Luc Godard, Federico Fellini oder Stanley Kubrick. 1976 hat Roland Barthes darüber geschrieben, auch die Wahrnehmungsfragen eines Maurice Merleau-Ponty sind von akuter Aktualität und daher von der Künstlerin, bewusst oder unbewusst, in ihr Blickarchiv integriert.

In manchem erinnert ihr kühler und doch virtuoser Blick, der in einem zweiten Schritt nach filmischer Neuaufnahme der Zeichnung bewusst unscharfe finale Buchstabenbilder wiedergibt, an

die unvergessenen Arbeiten von Walter Obholzer (1953–2008). Schröder vergleicht ihre konzeptuellen „Close-ups“ international mit Robert Longos minimalistischen Übertragungen von Fotos in das Medium Zeichnung. Auch Gangl gelingt die Bewahrung sinnlicher Aspekte des Mediums Zeichnung mit ihrer im Breitwandformat ausholenden Geste der Entschleunigung, und das trotz der Eliminierung von Stimmung im gewohnt romantischen Gefühlskanon. ■

Ausstellung
Sonja Gangl.
Dancing with the End
 Klaus Albrecht Schröder
 (Kurator)
 Albertina
 Bis 19. Jänner
 ★ ★ ★ ☆ ☆

Schlachtfeld Körper: Wie viel ist ein Leben wert?

Von **Petra Paterno**

Joshua Sobol ist ein produktiver und ungemein streitbarer Erzähler. Über 60 Dramen hat der 1939 in Israel geborene Dramatiker verfasst, das Holocaust-Schauspiel „Ghetto“ (1984) begründete seinen Ruhm als Theaterprovokateur. Sobol, kein Vertreter der Postdramatik, fühlt sich nach wie vor der nacherzählbaren Fabel, den klar umrissenen Figuren verpflichtet.

In seinem jüngsten Stück, „Oder nicht sein“, das nun im Theater Drachengasse uraufgeführt wurde, geht es um einen bizarren Organhandel: Ein Arbeitsloser soll sämtliche Körperteile an einen stinkreichen Oligarchen verkaufen. Der arme Kerl würde zwar fürstlich entlohnt werden, müsste aber mit seinem Leben dafür bezahlen. Rund um die Frage, wie viel ein Menschenleben wert ist, entwirft Sobol eine Welt voll Habgier und Eigennutz. Angelegt ist das Gesellschaftspanorama als ziemlich makabere Sci-Fi-Farce.

Fehlende Schärfe

Auf der beengten Bühne des Theater Drachengasse überdüht die überdrehte Regie von Günther Treptow jedoch mit etwas zu viel Kunsthandwerk die durchaus kurzweilige Vorlage. So kommt es bisweilen zu eigentümlich erotischen Körperverrenkungen ohne Mehrwert für Text wie Darstellung und mitunter verfehlen die Figuren einander in ihren knappen Begegnungen. Aus dem vierköpfigen Ensemble sticht Doina Weber hervor, die Schauspielerin versteht es, ihre Darbietung gekonnt zuzuspitzen. Doch fehlt es der 90-minütigen Aufführung über den obszönen Kapitalismus an Schärfe, Pointierung und Präzision. ■

Theater
Oder nicht sein
 Uraufführung von Joshua Sobol
 Günther Treptow (Regie)
 Theater Drachengasse
 Wh.: Di.–Sa. bis 30. Nov.
 ★ ★ ☆ ☆ ☆

Die Königin stirbt wieder

Von **Stephan Burianek**

Die Ängste mancher Opernfreunde sind mitunter schwer erklärbar. „Hoffentlich wird das heute keine Katastrophe“, hörte man kürzlich einen Staatsopernbesucher auf der Fahrt zur Wiederaufnahme von „Anna Bolena“, Gaetano Donizettis großartiger Durchbruchoper, sagen.

Bei der Premiere vor zwei Jahren standen die Namen Netrebko, Garanca und Kulman auf der Besetzungsliste, die Solisten waren diesmal nicht unbedingt zu beneiden. Es sollte sich aber schon herumgesprochen haben, dass Kammer­sängerin Krassimira Stoyanova, die diesmal die Titelpartie übernahm, eine ganz außergewöhnliche Sängerin ist. Auch die weiteren Solisten, die mit Ausnahme von Dan Paul Dumitrescu (Lord Rochefort) alle ihre Rollendebüts gaben, waren nicht unbekannt und machten dem Haus in seiner simplen aber repertoiretauglichen Inszenierung auf der drehbaren Einheitskulisse und in



Krassimira Stoyanova in der Titelrolle. Foto: Staatsoper/Michael Pöhn

historisierenden Kostümen alle Ehre.

Eine schöne Präsenz, körperlich wie gesänglich, zeigte Luca Pisaron als König Heinrich VIII., ebenso makellos Sonia Ganassi als seine Angebetete Giovanna Seymour. Mit klarer Diktion und eindrucksvoll sicher in der gesamten Tessi-

tura-Breite ihrer mörderischen Partie zeigte sich Krassimira Stoyanova. Das ansonsten emotionale Duett zwischen Anna und Giovanna fiel dennoch etwas kühl aus. Stephen Costello (Percy) bestach mit hellem Schmelz und viel Feingefühl in der Höhe. Für die kurzfristig erkrankte Zoryana Kushpler sprang am ersten Abend das Ensemblemitglied Juliette Mars verlässlich als naiv verliebter Smerton ein.

Elegant ausgewogen und mit großer Rücksicht auf die Sänger führte, wie auch schon bei der Premiere, Evelino Pidò durch die Partitur. Beglückend auch der Chor. Alles in allem war das nicht katastrophal, sondern ziemlich gut. ■

Oper
Anna Bolena
 Von Gaetano Donizetti
 Evelino Pidò (Dirigent)
 Wiener Staatsoper
 ★ ★ ★ ☆ ☆

Die Qual der Quinten

Von **Lena Dražić**

Manche Dinge ändern sich nie, auch nicht in der Neuen Musik: Die Gastspiele des Arditti-Quartetts zählen seit Anbeginn zu den Fixpunkten von Wien Modern. So vertraut der Besuch der Briten, so ungewohnt erscheint ein Programm wie jene Reihe anglophoner Ur- und Erstaufführungen, welche die vier Herren am Montagabend in den Mozartsaal zauberten. Denn die angelsächsisch geprägte Musiksprache will nicht so recht mit dem hiesigen Avantgarde-Anspruch harmonieren, und unter den reinen Quinten in Luke Bedfords Auftragswerk „Wonderful Four-Headed Nightingale“ mag das dissonanzverwöhnte Ohr mancher Wien-Modern-Hörer gelitten haben.

Brillant realisierte das Ensemble das zweite Quartett von Benedict Mason, dessen sechs Sätze vor unorthodoxen Klangerzeugungsmethoden und kollektiven Parforceritten nur so strotzten, wobei Ges-ten und Melodiefetzen stets Bezü-

ge zur Geschichte des Genres herstellten. Einen anderen Traditionsstrang verriet „clearing“ des Ferneyhough-Schülers Kristian Ireland: Gepresste, gezogene Klänge verweigerten sich einer einfachen Konsumation, fanden aber wohl gerade deswegen großen Beifall.

Ironischerweise klang der Beginn der John-Zorn-Uraufführung „Pandora's Box“ für Sopran und Streichquartett, in dem Sarah Maria Sun gute Figur machte, noch am ehesten so, wie man sich hierzulande „Neue Musik“ vorstellt. Neben dem Umstand, dass der New Yorker Allesverwerter 100 Musiksprachen fließend beherrscht, zeigt dies auch, dass die Avantgarde eben nur ein Idiom neben vielen anderen ist. ■

Konzert
Arditti Quartett
 Werke von Benedict Mason,
 Luke Bedford u.a.
 Mozartsaal
 ★ ★ ★ ☆ ☆

Kommentar

von
Christina
BöckSchöner wird
man ja nicht

Überraschendes hat eine Umfrage kürzlich zutage gebracht. Die Österreicher würden eher auf Süßes und Wurst verzichten als auf Obst und Gemüse. Jetzt natürlich: definiere Wurst. Da war sicher keine Rede von Leberkäs, denn sonst müsste dieses Ergebnis ernsthaft angezweifelt werden. Kann natürlich auch sein, dass die Überlegung der Befragten weiterging: Was ist ein Extrawurstsemmel ohne Gurkerl? Unverzichtbares Gemüse eben. Auch interessant: Das eigene Aussehen beurteilen die Befragten als ziemlich gut, das ihrer Partner aber noch besser. Grundsätzlich findet sich der Österreicher also übersetzt „eh ganz fesch“.

Deswegen vielleicht verkleidet man sich hierzulande nicht so exzessiv zu Halloween wie in den USA. Schöner wird man ja nicht. Vor allem, wenn man dem Trend folgt, der unter den Hollywoodstars heuer herrscht: Man geht als Miley Cyrus. Das war jene junge Dame, die erst bei einer Preisgala im kessen Spielhoserl mit Comicfigur-Aufdruck ein bisschen obszöner als normal agierte und ihre Zunge nicht so ganz unter Kontrolle hatte. Danach setzte sie sich nackt auf eine Abrissbirne zum Singen. Gruslig genug für Halloween, muss man schon sagen. Tatsächlich hat das Kostüm einen solchen Boom erlebt, dass es sogar bei der Halloween-Hunde-Parade in New York gesichtet wurde. Da wiederum ging der Trend eindeutig zu „als andere Tiere verkleidete Hunde“. Ein Chihuahua ging als Hummer, ein Mops als Hai. Was das wieder an Hundepsychotherapeuten kostet. Die hat sicher keiner gefragt, ob sie das „eh ganz fesch“ finden.

kommentar@wienerzeitung.at

Jetzt auch mit Bongos: Arcade Fire aus Montreal veröffentlichen ihr viertes Album

Das Jenseits glüht

Von Andreas Rauschal

■ Mit „Reflektor“ bringen Arcade Fire große Themen auf den Dancefloor.

Bereits die Auftaktsingle ließ für das nun vorliegende Album nur das Beste erahnen. Mit dem nach der Platte selbst betitelten „Reflektor“ ist Arcade Fire das Kunststück gelungen, sich neu zu erfinden, ohne aber auf die alten und in Sachen Kundenbindung zentralen Kernkompetenzen zu verzichten. Im Gegenteil: Das dieser Musik eigene, eigentümliche Gefühl der Erhabenheit strahlte in gewohnter Weise durch – und das war neu – den Trockeneisnebel, der das sonst so ausgelassene Treiben auf der Tanzfläche mit Dampf und Dunst aus einem wie auch immer gearteten Schattenreich verahmt.

Liebe zum Detail

„Entre le royaume des vivants et des morts“ („Zwischen dem Königreich der Lebenden und der Toten“) – ein erster Hinweis auf die (großen) Themen des Albums. Die Frage nach Himmel und Hölle oder dem Weg davor, der niemals ein leichter ist, stand und steht auf dem Programm. Die Single – und zahlreiche Momente des mit einer Spielzeit von einer Stunde und fünfzehn Minuten überbordend ausgefallenen Doppelalbums – allerdings grooven mit Bongos, rotierenden Dancefloor-Bässen, Wave-lastigen Keyboards und knackigen Drums auf den Spuren historischer Discomusik aus den Boxen.

James Murphy, der sich bereits mit seinem LCD Soundsystem am experimentellen Disco-Funk der Talking Heads abarbeitete und die Kawummngitarre mit einem Gefühl von großem Pop für die Clubs collagierte, hat im Verbund mit der Band und deren Stammproduzenten Markus Dravs alles richtig gemacht. Man hätte mit dieser auf dem Papier buchstäblich schwie-

rigen Kombination auch glorreich scheitern können.

Im Gegensatz zu den Vorgängeralben „Funeral“ (2004), „Neon Bible“ (2007) und „The Suburbs“ (2010), auf denen Arcade Fire maximale Unmittelbarkeit walten ließen, um mit mächtigen Weltumarmungsmelodien vor allem auch gegen den Schmerz anzuspielen, fällt „Reflektor“ weniger mit der Brechstange ins Haus. Gelegentlich lässt man sich im Songaufbau Zeit und manchmal siegen die Effekte über den Effekt. Nicht nur die produktionsseitige Liebe zum Detail, die selbst die linear gehaltenen Songs zu Metamorphosen

zwingt, verleitet zum Immer-wieder-Hören – und lässt auch dann noch neue Nuancen erkennen.

Äther-Rauschen

Stilistisch ist das Album gleichfalls ergiebig. Die Klagenummer „We Exist“ etwa kommt als frei fließender Popsong für nächtliche Autofahrten daher, das verzerrte „Flashbulb Eyes“ schließt die Rara-Musik Haitis mit jamaikanischem Dub-Reggae kurz und das wild rasende „Here Comes The Night Time“ demonstriert seine Neigung zum polyrhythmischen Afropop. Nur als Gemälde von einem Song ist das eklektische „Joan Of Arc“ zu bezeichnen, das aus ungleich größerem Holz geschnittene „Normal Person“ wiederum nimmt den Schweiß vorweg, der bei seiner Livedarbietung im Kollektiv fließen wird.

Während die Band mit einer Verhandlung des nur scheinbar „Normalen“ hier ausnahmsweise auch die Lacher auf ihrer Seite hat, wird es im zweiten Teil mit der für die Endzeit stehenden „Night Time“ allerdings Ernst. Mit einer Aneignung der alten Geschichte von Orpheus und Eurydike wird der drohende Untergang über eine scheiternde Liebe erzählt. Der dabei besungene „Awful Sound“ ist der Moment, an dem es exakt nichts mehr zu sagen gibt. Stille. Orpheus dreht sich um. Den Abschluss macht ein Rückwärtsloop, der das besungene Schattenreich als Rauschen des Äthers einfängt.

Mit „Afterlife“ haben Arcade Fire übrigens wieder eine Generationshymne geschrieben, die bleiben wird. Das Jenseits glüht, wenn wir es erobern. ■

Arcade Fire: Reflektor (Universal)



Arcade Fire bestätigen ihre Ausnahmestellung als zentrale Band des Pop-Universums: Auf ihrem Album „Reflektor“ treffen neue Sounds auf alte Kernkompetenzen. Foto: Corey Richey

Seltene Spielfreude

Von Stephan Burianek

Ihre Virtuosität, der Klang ihrer Stradivari, die anspruchsvolle Programmauswahl: Ein Konzert von Anne-Sophie Mutter hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck. So wie kürzlich, als die beim Spielen stets tief konzentrierte Ausnahmegeigerin mit ihrem sichtlich spielfreudigen Klavierpartner Lambert Orkis im Wiener Musikverein Station machte.

Individuelles Spiel

Am Programm stand selten Gehörtes wie ein kurzes Stück des Geigers Fritz Kreisler („Variationen über ein Thema von Corelli“) und die „Partita“ von Witold Lutoslawski.

Zwischen dramatischer und lyrischer Intensität changierte Mutters Interpretation von Edward Griegs „Sonate Nr. 3“, das ebenso wie César Francks gleichermaßen einfühlsam wie vibratorisch wiedergegebener „Sonate“ einen Höhepunkt des

Abends bildete. Eine österreichische Erstaufführung gab es auch: In seinen „Ringtone Variations“, einem Auftragswerk der Anne-Sophie Mutter Stiftung, entwickelte der amerikanische Komponist Sebastian Currier aus Handy-Klingeltönen ein überaus kurzweiliges Stück für Violine und Kontrabass.

An Mutters Seite spielte Roman Patkoló.

Nach dem offiziellen Teil dankten Mutter und Orkis dem Publikum mit bekannten, sehr individuell interpretierten Melodien von Johannes Brahms („Ungarischer Tanz Nr. 1“), Jules Massenets („Thais“) und Antonin Dvoraks („Humoreske Nr. 7“). ■

Konzert
Große Solisten

Anne-Sophie Mutter (Violine), Lambert Orkis (Klavier), Roman Patkoló (Kontrabass)
Musikverein

★★★★★

Kurz notiert

Staatsballett-Chef verlängert
Manuel Legris (49) wurde am Mittwoch als Direktor des Wiener Staatsballetts verlängert. Er leitet die Kompanie seit 2010/2011 und führte diese zu einer Qualitätssteigerung sowie zu einer Imagekorrektur im In- und Ausland. Sein Vertrag wurde bis 31. August 2017 prolongiert.

Luisi an Scala begehrt

Nachdem die Mailänder Scala angekündigt hat, dass Musikchef Daniel Barenboim Ende 2014 geht, ist die Suche nach einem Nachfolger voll im Gange. Alexander Pereira, ab Oktober 2014 Intendant, unterstützt die Kandidatur des Mailänder Dirigenten Riccardo Chailly. Eine Umfrage unter Orchestermitgliedern belegt jedoch, dass der Genueser Fabio Luisi Favorit des Orchesters sei.

Ehrenzeichen für Stojka

Der österreichische Jazz-Musiker und Gipsy-Soul-Virtuose Harri Stojka (56) erhielt das „Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich“.

Singsang, Klingklang

Von Petra Paterno

Wenn es darum geht, Kinder mit klassischer Musik in Kontakt zu bringen, hat die Musikstadt Wien einiges zu bieten. Die einschlägigen Einrichtungen von Staatsoper bis Konzerthaus pflegen mittlerweile ein Kinderprogramm auf beachtlichem Niveau.

Doch bei zeitgenössischer klassischer Musik dünnt das Angebot aus. Diese Lücke füllt seit einigen Jahren die Zusammenarbeit zwischen dem Dschungel Wien und Wien modern, dem alljährlichen Festival für Gegenwartsmusik.

Im Vorjahr gelang etwa mit der Märchenvertonung „Das Kind der Seehundfrau“ eine kurzweilige Aufführung, die Inszenierung steht derzeit wieder am Spielplan des Kindertheaterhauses. Das diesjährige Auftragswerk, die Vertonung „Das Märchen vom alten Mann“, überzeugt indes nicht rundweg. Regisseurin Cornelia Rainer hat im Libretto Motive aus Märchen von Hans Christian Andersen und Georg Büchner ver-

zwirbelt. Die Handlung rund um einen alten Mann, der eine Jungfamilie in ihrem neuen Eigenheim mit seiner tragischen Vergangenheit heimsucht, bleibt jedoch etwas willkürlich. Im Gegensatz dazu wirkt die Komposition von Thomas Wally ein wenig zu überschaubar.

Bei der 50-minütigen Aufführung führt Rainer mit rhythmischem Feingefühl Regie, die vier Schauspieler und drei Musiker zeigen eine stringente und stimmige Leistung. Das Bühnenbild von Fiammetta Horvat besticht durch schlichte weiße Schiebeflächen und gekonnter Videoübermalung. Eine beachtliche Teamleistung, die inhaltlich etwas zu ambitioniert und musikalisch etwas zu konventionell geraten ist. ■

Theater
Das Märchen vom alten Mann
Dschungel Wien

★★★★☆